

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
<b>Herausgeber:</b>	Verband Schweizerischer Privatschulen
<b>Band:</b>	4 (1931-1932)
<b>Heft:</b>	11
<b>Artikel:</b>	Sorgenkinder : aus der Praxis des Erziehungsberaters [Fortsetzung]
<b>Autor:</b>	Hegg, Hans
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-851489">https://doi.org/10.5169/seals-851489</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

von Klassen, bei der Errichtung von Spezialklassen, bei Einführung neuer Fächer, wie: Handfertigkeit und Französischunterricht u.s.w. Er bespricht mit den Schulkommissionen aktuelle Schulfragen in gemeinsamer Sitzung anläßlich von Schulbesuchen und auf dem Zirkularwege. Zur gründlichen Behandlung von wichtigen Angelegenheiten beruft er dann und wann die Schulkommissionen zu Konferenzen ein. — An Elternabenden und bei besondern Schulanlässen sucht er die Eltern für bestimmte Erziehungsfragen zu interessieren und damit Haus- und Schulerziehung und ihr einträgliches Zusammenwirken in günstiger Weise zu beeinflussen. Endlich sucht er in weitesten Kreisen das paedagogische Interesse zu wecken durch öffentliche Vorträge über Schul- und Erziehungsfragen und durch die Benützung der Tagespresse, die noch weit mehr in den Dienst der Erziehung gezogen werden sollte, als es gemeinhin geschieht.

Berufsinspektorat oder Laienaufsicht? Die Frage besteht noch immer in Lehrerkreisen. Sie tritt da und dort wieder in Diskussion. Ist das nicht sonderbar? In keinem andern Berufe wäre dies möglich. Auf allen Arbeitsgebieten gilt doch die selbstverständliche Forderung, daß die Aufsicht nur qualifizierten Fachleuten übertragen werden darf. Die Schularbeit bildet hierin noch vielerorts eine Ausnahme. Das muß wohl seine schwerwiegenden Gründe haben, worauf zum Schlusse kurz hinge-

wiesen werden soll. Im Rahmen der vorstehenden Ausführungen besteht die Frage überhaupt nicht; denn ein Laieninspektorat könnte doch unmöglich positiv mitarbeiten. Es ist klar, daß ein richtig besetztes Berufsinspektorat sich in ungleich höherem Maße auswirken kann. Freilich — gerät es auf intellektualistische Abwege, gebärdet es sich als unpaedagogische Kontrollinstanz, dann sind naturgemäß die negativen Wirkungen um so verheerender. Hierin dürfte der wichtigste Grund zu suchen sein zu vorstehend angeführter Erscheinung. Unsere Berufsorganisationen sind aber heute wohl überall stark genug, um solche Entgleisungen zu verhindern. Allen Kollegen, die sich für die eine oder andere Form der Schulaufsicht entscheiden müssen, sei deshalb das paedagogische Berufsinspektorat empfohlen — unter der einen Bedingung, daß es von Anfang an auf wirklich paedagogischen Boden, auf den Boden der positiven Mitarbeit im Sinne vorstehender Ausführungen gestellt werde. Dann kann es das werden, wozu es seinem Wesen nach berufen ist: eine bedeutsame, kraftvoll wirkende Institution zur Förderung der gesamten Schulerziehung.

\*

Ein Votum von Dr. R. Dottrens, Genf, über das Inspektions-Problem, das noch für diese Nummer vorgesehen war, mußte aus raumtechnischen Gründen für das Märzheft zurückgestellt werden.

Die Redaktion.

## Sorgenkinder.

Aus der Praxis des Erziehungsberaters.

Von Dr. Hans Hegg.

### III.

#### Die schwarze Hand.

Eine knappe Zeitungsnotiz berichtete von gehäuften Diebstählen aus Autos in Bern. Es handelte sich dabei um Unternehmungen der „schwarzen Hand“. Die Polizei erhielt telephonische Anrufe: „Hier schwarze Hand“ und Hinweise, wo sie gestohlene Gegenstände finden könne. Auch Zusendungen von Diebsgut erfolgten an die Polizei. Als Absender zeichnete unter dem Stempelaufdruck „schwarze Hand“ ein „Hauptmann S. H. B.“

Erstaunte Autobesitzer fanden auf dem Sitze ihres Wagens Zettel mit merkwürdig klingenden Mitteilungen bekritzelt, z. B.: „Ich habe mir die Mühe genommen, Sie zu besuchen. Der Unheim'iche.“ Nachher entdeckten sie zu ihrem Mißvergnügen, daß ihnen die Fahrbewilligung fehlte oder eine Mappe aus dem Wagen verschwunden war, während sie ihn einige Augenblicke unbeaufsichtigt stehen gelassen hatten.

In Neuenburg stellte kurz darauf eine Polizeipatrulle einen jungen Mann, auf den ein im Polizeianzeiger ausgeschriebenes Signalement zu passen schien. Sie

führten ihn auf den Posten. Hier wurde auf ihm ein scharf geladener Revolver, ein Schlagring, Gesichtsmaske und ein Glasschneider gefunden.

Sehr bald war klar, daß der Festgenommene nicht der gesuchte Bankkommis M. aus N. war. Ein offenbar sorgfältig geführtes Tagebuch mit der Aufschrift „Das Wirken der schwarzen Hand“ ließ vielmehr vermuten, daß der mysteriöse Autodieb aus Bern gefaßt worden war.

Und so verhielt es sich auch, wie ein rasches und offenes Geständnis bestätigte. „Die schwarze Hand“, Hauptmann S. H. B. entpuppte sich als der noch nicht 17jährige Coiffeurlehrling R.

Die Eltern wußten gar nichts von den wilden Unternehmungen ihres Sohnes. Ja, sie hatten nicht einmal den leisesten Verdacht, daß er sich auf gefährlichen Wegen befinden könnte. Wie sollten sie auch? Der Junge war ein Muster von Gehorsam und in jeder Beziehung leicht lenkbar. In seiner Lehrstelle arbeitete er zur Zufriedenheit des Lehrmeisters. So fielen sie

aus allen Himmeln, als ihnen die Polizei den Jungen zuführte.

Die Wohnverhältnisse begünstigten die abendlichen Räuberfahrten. Der Junge bewohnte eine Mansarde ausserhalb der Wohnung. Er konnte sich daher unbemerkt entfernen und auch wieder zurückkehren, nachdem er sich abends von seinen Eltern verabschiedet hatte und sie ihn schon im Bett glaubten.

So führte er ein doppeltes Leben. Tagsüber war er der folgsame Sohn und fleißige Lehrling, und abends bis in die Nacht hinein betätigte er sich als Räuber und Einbrecher.

In seiner Lebensgeschichte deutete sozusagen nichts auf eine „Verbrecherlaufbahn“. Vielmehr schienen im ersten Augenblitze seine unverschämten Diebereien in einem krassen Gegensatz zu seiner ganzen Eigenart zu stehen.

Disziplinarische Schwierigkeiten bereitete er kaum. Er war leicht lenkbar. Auch als er in die Flegeljahre eintrat, änderte sich darin nichts. Nie zeigte er merkbare oppositionelle Bedürfnisse. Noch mit 17 Jahren stand er in einem ausgesprochen infantilen Abhängigkeitsverhältnis zu den Eltern, vor denen er „Angst“ hatte, mehr noch vor dem Vater als vor der Mutter.

Aehnlich verhielt er sich in der Schule. Kein Lehrer fand Anlaß, sich über sein Betragen zu beklagen. Er führte sich immer tadellos auf und brachte die besten Betragensnoten nach Hause.

Einzig auffällig war sein „naives“ Wesen, über das sich gelegentlich die Eltern wie die Lehrer aufhielten. Er fand sich weniger gut in der Realität zurecht als seine gleichaltrigen Kameraden. Seine Lebenstechnik war mangelhaft. Er ließ sich leicht hinter das Licht führen und lernte daraus erstaunlich wenig. Er blieb gutgläubig, ohne eigenes Urteil, immer schnell bereit, unselbständig und gehorsam zu akzeptieren, was an ihn herangetragen wurde. Er verkehrte auch wenig mit Gleichaltrigen. Vielmehr waren sein gewöhnlicher Umgang bedeutend Jüngere. Mit ihnen spielte er, ohne das Uebergewicht seiner Jahre sonderlich zur Geltung zu bringen. Er war nicht ihr Führer, er machte mit ihnen einfach mit. Alles in allem eine harmlose und „kindelige“ Seele.

Die einzige wirkliche Schwierigkeit war, den Jungen zu einer einigermaßen ausreichenden Schulleistung zu bringen. Sein Mangel an Ernst und Reife machte sich auch in der Arbeit geltend. Er war und blieb durch alle Schuljahre hindurch „verspielt“. Sein Interesse hafte am Konkreten und das auch nur in verhältnismäßig enger Auswahl. Er nahm vor allem auf, was in irgend einer Weise für ihn persönliche Bedeutung haben konnte. Jenseits der Grenze des vorwiegend Affektbetonten erlahmte sein Interesse rasch. Diese typisch infantile Einstellung stand natürlich einer ersprießlichen Schularbeit sehr im Wege. Sie führte zu Drückebergerei.

Ein ernsthaftes Hindernis einer besseren Schulleistung bildete allerdings auch die nur knapp durch-

schnittliche — vielleicht sogar eher unterdurchschnittliche — intellektuelle Fähigkeit. Damit standen sicher auch sein schwaches Interesse an der Schule und seine Schulfaulheit zu einem guten Teil im Zusammenhang.

Die wenigen Andeutungen dürften schon klar gemacht haben, daß der Junge in seiner seelischen Entwicklung erheblich zurückgeblieben ist und zu der ansehnlichen Schar der Infantilen gehört.

Eine direkte Folge seines Infantilismus bildeten nun auch seine Delikte, die ihn vor den Jugendrichter führten.

Noch mit seinen annähernd 17 Jahren war sein größter Spaß das Indianerspiel. An freien Nachmittagen vergnügte er sich damit, mit Schulbuben im Walde Karl May zu mimen. Fast mit Begeisterung erzählte er noch vor dem Richter, wie „fein“ es sei, andere zu beschleichen, zu belauschen und dann durch ein plötzliches Erscheinen zu verblüffen.

Er „pflegte auch Gedanken“, wie er sich ausdrückte, als Verbrecherkönig im Besitze eines Hauses mit versteckten Falltüren und unterirdischen Gängen zu sein, mit Panzerautos und Maschinengewehren einen erfolgreichen Kampf mit der Polizei zu führen und als „Unheimlicher“ Geschäfte und Banken zu plündern.

Aus dieser infantil-romantischen Phantasterei entsprangen seine Delikte. Das Motiv dazu war — seiner verschleppten und unausgegorenen Pubertät angepaßt — nicht etwa Gewinnsucht, sondern, nach seinen eigenen Worten, „das Abenteuerliche“, „das Versteckensspiel mit der Polizei“, „die Gefahr“ und „das Bestreben, die Bevölkerung in Schrecken zu versetzen.“

Die ganze Art der Durchführung der Delikte, vor allem die unverschämten telephonischen Anrufe bei der Polizei und die stolzen Mitteilungen an bestohlene Autobesitzer, „der Unheimliche“ hätte sie besucht, lassen übrigens diesen psychischen Hintergrund unschwer erkennen.

Es ist allerdings anzunehmen, daß ohne einen äusseren Anstoß die Diebereien unterblieben wären, und der Jüngling sich mit dem harmlosen „Indianerlen“ und dem ungefährlichen Verbrecherspiel begnügt hätte.

Der Zufall wollte es, daß er im Geschäft mit einem um einige Jahre älteren jungen Manne zusammenarbeiten mußte, der schon recht viel auf dem Kerbholz hatte und nichts weniger als harmlos war.

Durch irgend welche Gaunereien war es diesem gelungen, an die Fr. 2000.— zu ergattern. Er stellte auch noch andere Dinge an, die sich ganz und gar nicht verantworten lassen, mit denen er sich aber brüstete. Das alles imponierte unserem naiven Jungen sehr. Er geriet dadurch in den Bann des Andern, dessen respekts- und autoritätslose Rederei ihm je länger je mehr in einem heldenhaften Lichte erschien.

Der merkte das und wollte an dem Jungen seinen Spaß haben. Eines Tages schlug er ihm scheinbar im Ernst vor, doch eine Räuberbande zu gründen und in

Bern Zustände à la Chicago zu schaffen. Sie hatten miteinander oft Zeitungsberichte darüber gelesen.

Mit Begeisterung ging der Junge darauf ein, ohne sich lange Gedanken über das Projekt und seine möglichen Folgen zu machen und ohne sich zu fragen, ob es der Andere ehrlich mit ihm meine.

Es wurde nun ein Pakt geschlossen, wonach sich jeder verpflichtete, zu stehlen, was er nur könne, und dem andern in allen Schwierigkeiten beizustehen. Wenn einer zum Verräter würde, sollte er sofort niedergeknallt werden u. s. w.

Natürlich machte ihn vor allem die kindliche Freude am „Räuberlein“ zugänglich für die Propositonen des Andern. Einen bösen Streich spielte ihm aber auch die mäßige Intelligenz, die zu schwach funktionierte, um rechtzeitig die Rolle einer Hemmung seiner Abenteuerluste zu übernehmen. Auch seine infantile Beeinflussbarkeit spielte dabei eine große Rolle und lähmte seine Kritik.

Und nun warf sich der Junge in das Abenteuer. Innerhalb kurzer Zeit hatte er eine ganze Reihe von Autos ausgeraubt, Schaukästen, Automaten und Kioske aufgebrochen und geplündert.

Sein Verführer machte dabei nicht mit. Er begnügte sich damit, seinen Spaß an den Berichten des Jungen zu haben. Nur einige zufällige Bekannte gingen mit, standen Schmiere und beteiligten sich bei der Teilung der Beute. Uebrigens behielten die Räuber das Wenigste für sich. Gewöhnlich wurde der Raub in die Aare oder in ein Senkloch geworfen oder sonst irgendwo liegen gelassen. Denn es kam ja nicht auf die gestohlene Sache an, sondern auf das Stehlen.

Der Junge handelte wie in einem Rausche oder wie geleitet von einer besinnungslosen Besessenheit. „Ich war ganz verrückt, daß ich stahl, wo ich nur konnte, ohne auch nur im Geringsten an die Folgen zu denken,“ berichtete er. „Mein ganzes Bestreben war nur noch, ein berühmter Gauner zu werden.“

Da wurde er erwischt, wie er in einem Geschäft aus der Kasse einiges Geld zu nehmen versuchte. Den Leuten war er bekannt, und sie stellten ihm einen Bericht an die Eltern über den Vorfall in Aussicht.

Jetzt bekam er plötzlich Angst. Er ging weg und kurzschlußartig faßte er den Entschluß, durchzubrennen.

Er stahl noch ein Velo und verkaufte es gleich. Mit dem Erlös reiste er nach Neuenburg in der vagen Absicht, die Reise nach Frankreich fortzusetzen und in die Fremdenlegion einzutreten oder in der „Pariser Verbrecherwelt unterzutauchen.“

In Neuenburg führte ein Zufall zu seiner Verhaftung. Darüber haben wir schon berichtet.

Nebenbei bemerkt: Schund- und Schauermährn à la Nick Carter, Stuarts Webs und dergleichen mehr und auch Kino-Kriminalgeschichten spielten bei dem Jungen sozusagen keine Rolle. Den Kino besuchte er nicht, und seine Lektüre beschränkte sich auf Reise- und Abenteuergeschichten, die er aus der Schulbibliothek bezog,

und einige Bände Karl May. Befruchtend wirkte auf seine Phantasie vielleicht noch am ehesten die Zeitungslektüre, vor allem die Berichte über Chicago und Al Capone. Allein auch darauf können die Delikte nicht „zurückgeführt“ werden. Begründet sind sie allein in seiner infantilen seelischen Verfassung.

Als Schulbube stahl der Jüngling zuhause einmal 20 Fr. — die einzige ernsthafte Verfehlung aus der Schulzeit — und verteilt das Geld unter seine Kameraden. Die Psychologie der noblen Geste wurde damals nicht erkannt, sonst hätte man sicher dem Jungen die bittere Demütigung erspart, die man ihm deswegen bereitete.

Sein Selbstvertrauen versagte leicht. Das ließ sich bis in die frühere Kindheit zurückverfolgen. Er war immer zaghaft und furchtsam und getraute sich nicht recht, sich zur Geltung zu bringen. Er wurde daher von seinen Kameraden nicht für voll genommen. Das wußte er. Er kannte auch bis zu einem gewissen Grade seine Mängel und litt unter seiner Rückständigkeit.

Verschiedene Male machte er Anstrengungen, über seine infantile Schwäche hinwegzukommen. Aber ohne Erfolg. Der erste nachdrückliche Versuch war der Gelddiebstahl während der Schulzeit. Mit Geld suchte er seine Kameraden zu bestechen und für sich zu gewinnen, in der Hoffnung, dadurch seine Position zu verbessern. Der letzte ähnliche Versuch waren seine frechen Diebereien, die auch wieder zu einer Katastrophe und persönlichen Niederlage führten.

Ohne die innere Not, in die ihn das Erlebnis der eigenen Unzulänglichkeit führte, hätte sein Ideal, „ein großer Bandit zu werden und in der Verbrecherwelt Ansehen zu genießen“, niemals sein Handeln so überaus nachdrücklich bestimmen können.

Die letzte psychologische „Erklärung“ der Handlungsweise des Jungen liegt natürlich nicht hier. Sie könnte nur gefunden werden auf dem Wege einer Aufdeckung der tieferen Hintergründe der Entwicklungshemmung.

Wir kennen die Voraussetzungen des Infantilismus in diesem Falle leider nicht oder doch nur ganz unzureichend. Die ärztliche Untersuchung stellte keine Entwicklungshemmung auf körperlichem Gebiete — z. B. eine innersekretorische Störung — fest, und auch in psychischer Hinsicht fanden sich keine sicheren Anhaltspunkte zu einem vollen Verständnis der seelischen Rückständigkeit. Insofern bleibt der „Fall“ letzten Endes ein Problem.

Entdeckung, Verhaftung, Polizei, Untersuchung, Gerichtsverhandlung wirkten auf den Jungen sehr ernüchternd. Es war, als ob er aus einem Traume erwachen und sich nun wieder langsam in der Realität zurecht finden würde. Er war froh, daß man ihm über seine Streiche gekommen war und sprach es auch aus. Ueberhaupt zeigte er sich sichtlich erleichtert und befreit.

Die Ernüchterung hielt in der Folge an. Nachträglich erscheint die kurze Zeitspanne, in der die Delikte

erfolgten, wie eine Krise. Offenbar kamen dabei heftige Affekte zur Abreaktion, und der Weg zu einer größeren Reife wurde dadurch freier. Das Verbrechen übte also sozusagen die Funktion einer „Katharsis“ aus.

Der Jugendrichter sprach sein Urteil in voller Würdigung dieser Situation. Natürlich wurde der Jüngling angehalten, den angestellten Schaden zu vergüten. Von einer Strafe wurde jedoch abgesehen. Der Richter begnügte sich damit, den Jungen unter Schutzaufsicht zu

stellen und die Beendigung der angefangenen Berufslehre zu verfügen. Und wie es scheint mit gutem Erfolg.

**Druckfehlerberichtigung.** Im letzten Beitrag von Dr. Hegg „Eine Trotzeinstellung führt zum Diebstahl“ (Jan.-Heft) sind leider einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben. Es sollte heißen: S. 222, 2. Spalte, unterste Zeile: Gesellschaft älterer Burschen. — S. 223, 1. Sp. Z. 17 v. u.: Ueberwindung (nicht Behauptung). — S. 224, 1. Sp., Z. 27 v. u.: eintrug (nicht beitrug).

## Kleine Beiträge.

### Zum Gedächtnis Georg Kerschensteiners.

Von München kommt die Kunde, daß dort am 15. Januar Georg Kerschensteiner gestorben ist. Er war der angesehenste, er war zugleich der populärste, der beliebteste unter unseren Pädagogen. Es ist, als ob unsere Lehrerschaft durch seinen Tod verwaist sei. Wer ihn auf Versammlungen sprechen hörte, wer es mit erlebte, wie er große Kongresse leitete, der hatte den Eindruck, daß er die Autorität eines Vaters genoß, aber eines Vaters, der durch innere Lebendigkeit und Jugendlichkeit die meisten der Jüngeren noch übertraf.

Kerschensteiner wurde am 29. Juli 1854 in München als zwölftes unter dreizehn Kindern geboren. Der Vater, Kaufmann, hatte damals alles verloren, was er sich in einem langen Leben erworben hatte. Die immer heitere, rührige, unendlich sorgsame Mutter war die Ernährerin der Familie geworden. Er erzählt von ihr in seiner herrlichen Selbstbiographie:<sup>\*</sup> „Sie hatte als Kind einer Brauersfamilie und teilweise erzogen im Institut der Englischen Fräulein zu Nymphenburg bessere Tage gesehen. Aber als die Not über die Familie hereinbrach, war ihr keine Arbeit zu niedrig, kein Weg zu weit, keine Last zu mühsam, um Brot zu schaffen für den ihr anvertrauten Familienkreis, ja selbst noch für andere, die da mühselig und beladen zu ihr kamen. Gütig, immer heiter, fromm, entschlossen, das waren ihre Eigenschaften. Ich segne ihr Andenken.“

Wer Kerschensteiner persönlich gekannt hat, der weiß, daß die Güte, Heiterkeit, Frömmigkeit und Tüchtigkeit der Mutter auf ihn übergegangen waren.

Er wird zunächst Volksschullehrer. Aber nicht lange steht er in der Praxis, da regt sich in ihm „das Gefühl namenloser Unwissenheit“ und „der Hunger nach Erkenntnis.“ Er bereitet sich nun auf das Gymnasium vor; wird in die Unterprima aufgenommen und bezieht 1877 die Universität. Von 1883 bis 1895 war er Gymnasiallehrer in Nürnberg, Schweinfurt und München. Die stilen Wirkungen, die dort von seiner Persönlichkeit in immer weitere Kreise drangen, bewirkten, daß er 1895 einstimmig zum Stadtschulrat von München gewählt

wurde. Als solcher hat er bis 1919 gewirkt; er hat eine großartige organisatorische Wirksamkeit entfaltet, die dem Münchener Volksschul- und Fortbildungsschulwesen eine vorbildliche Bedeutung über die Grenzen Deutschlands hinaus verschaffte. Seit seiner Pensionierung gehörte er als Honorar-Professor der Pädagogik der Universität München an.

Die große Wendung, die sich in unserer Pädagogik vollzogen hat vom Ideal der harmonisch ausgebildeten Einzelpersönlichkeit zum Staatsbürger und von der mehr theoretischen Einstellung der Lern- und Wissensschule zur Arbeitsschule hat in Kerschensteiner einen ihrer Hauptführer. Der Sinn der Arbeitsschule ist nach ihm, „mit einem Minimum von Wissenschaft ein Maximum von Fertigkeiten, Fähigkeiten und Arbeitsfreude im Dienste staatsbürgerlicher Gesinnung auszufüllen.“ (Seine Schrift über „Die staatsbürgerliche Erziehung“ ist in 9. Auflage 1927, die über den „Begriff der Arbeitsschule“ in 7. Auflage 1918 erschienen).

Aber die Hingabe des Einzelnen an den Staat bedeutet ihm nicht Verzicht auf das Ideal der sittlichen Selbständigkeit, der „Autonomie“ im Sinne Kants, die Liebe zum eigenen Volke verbindet dieser kern-deutsche Mensch mit freiester Aufgeschlossenheit für Anregungen vom Ausland, die Schätzung der praktischen, vor allem der beruflichen Tüchtigkeit mindert nicht, sondern steigert seine tiefe Sehnsucht nach theoretischer und zu oberst nach philosophischer Klärung.

Als ich ihn im Jahre 1912 in München persönlich kennen lernte, da hatte er den Tag über einen großen Kongreß geleitet, und als ich dann noch am Abend in engerem Kreise mit ihm zusammen war, da ließ er noch um Mitternacht über neueste philosophische Erscheinungen sich Aufschluß geben mit der frischen Aufnahmefähigkeit eines wissensdurstigen Studenten. Wie für ihn der Weg zum Menschentum, zur Humanität führte durch Bewährung in Beruf und politischem Leben, so strebte er zur Theorie, also zur wissenschaftlichen und philosophischen Pädagogik, aus reichster und fruchtbarster pädagogischer Wirksamkeit heraus. Eine umfassende „Theorie der Bildung“ (2. Auflage 1928) ist sein letztes großes Werk gewesen.

\* Leipzig, Verlag Meiner, 1926.